



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1928

7 (1928)

Caritasblüten

Nr. 7

Juli

1928

Durch Jesu mildes Herz den Frieden erlangt und Gnade gefunden.

In einer Stadt des Küstenlandes wurde Volksmission abgehalten. Der Verlauf war ein sehr gesegneter. An der Herz-Jesu-Prozession am letzten Tage nahm nicht nur alles Volk, sondern auch die Behörde in Amtstracht teil. Zum Schlusse wurde die ganze Stadt dem heiligsten Herzen Jesu geweiht.

Wie überall im Küstenland gab es auch da viele, die seit langer Zeit den heiligen Sakramenten ferngeblieben waren, aber auch manche, welche die Erbarmungen des göttlichen Herzens an sich erfuhren. Den einen oder den andern verstockten Sünder mußte sich die Gnade förmlich erobern.

Ein alter, wetterharter Schiffskapitän ließ die Mission vorübergehen, ohne sie für sein Seelenheil zu benützen. Er war nicht gerade schlecht, nein, trotz seines rauhen Äußeren hatte er ein gutes, empfindsames Herz in seiner Brust; aber es ging ihm, wie es vielen Männern geht: er fand den Mut nicht zum Beichten. Auf dem Meere kannte er keine Furcht, mochte der Sturm noch so sehr toben; von seiner Kommandobrücke aus hatte er dem Tode schon oft, ohne zu zagen, ins Angesicht geschaut, wenn sein Schiff von den Wogen hin und her geschleudert wurde oder an den Felsen der Küste zu zerschellen drohte. Aber beim Gedanken an die Beicht überkam ihn ein Gruseln und eine Angst, daß er sich vor sich selber schämte. Seine brave Familie, zumal sein Töchterchen, ein Mädchen von ungefähr 15 Jahren, hielt ihm umsonst vor, wie schön es doch wäre, wenn sie alle miteinander am Schluß der Mission zum Tisch des Herrn hinzutreten könnten. Er war für solche Vorstellungen unzugänglich, ja drohte sogar: „Geht ihr zum Vater, so oft ihr wollt; aber bringt ihn nur mir nicht ins Haus, sonst werfe ich ihn über die Stiege hinunter!“

Das Mädchen dachte indessen, die Drohung könne nicht so ernst gemeint sein, und eilte schließlich doch zum Missionar mit der Bitte, den Vater zu besuchen, um ihn zum Beichten zu bewegen.

Der Priester, der eben sehr beschäftigt war, empfahl dem Kinde, einstweilen eifrig zum göttlichen Herzen Jesu für den

Vater zu beten, und versprach ihm, seine Bitte nach der Mission in der Nachbargemeinde zu erfüllen.

Er hielt Wort. Sobald er in die Stadt zurückgekehrt war und ihm die Arbeiten eine freie Stunde ließen, suchte er das Haus des Kapitäns auf. Auf dem Wege dachte er darüber nach, wie er am besten sein Ziel erreichen könnte, und betete zum Herzen des guten Hirten, es möge ihm doch die Freude vergönnen, dies verirrte Schäflein in seine Herde zurückzuführen. Mit diesem Gedanken betrat er das Haus, stieg die Treppen hinauf und drückte an den Knopf der elektrischen Klingel. Und nun war er sehr gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten; denn man hatte ihm gesagt, was für einen Empfang ihm der Hausherr in Aussicht gestellt habe. Bald vernahm er Schritte; die Türe öffnete sich und vor ihm stand — der Kapitän. Er hatte gerade an diesem Tage einige Schriftstücke, die er mitnehmen wollte, lange nicht finden können, so kam es, daß er noch daheim war. Für gewöhnlich war er zu dieser Stunde schon ausgegangen.

„Wie, Sie noch hier?“ stieß der alte Herr etwas verduzt hervor, als der Vater sich vorstellte und seinen Namen nannte.

„Ich bin auf der Rückreise nach meinem Kloster“, antwortete der Angeredete höflich, „und da ich Ihre Frau Gemahlin kenne, wollte ich ihr meine Aufwartung machen.“

Der Kapitän war sichtlich froh darüber, daß der Besuch nicht ihm gelte, und führte den Missionar ins Wohnzimmer. Dort versammelte sich sofort die ganze Familie; und man brachte der Landesitte gemäß eine Erfrischung und sprach von diesem und jenem — nur nicht von der Beicht.

Das war aber der kleinen Marie gar nicht recht. Wozu war denn der Vater gekommen? Wozu hatte sie so viel gebetet? — So wollte sie das Gespräch in das richtige Geleise bringen, und da der Vater keine Miene machte, von der Beicht anzufangen, faßte sie sich endlich ein Herz und begann:

„Wohin werden Ew. Hochwürden jetzt reisen?“

„Zurück in mein Kloster.“

„Werden Sie dort auch Beicht hören?“

„Gewiß!“ — und sofort lenkte der Missionar die Unterhaltung auf gleichgiltige Dinge.

Es dauerte nicht lange, so wagte die Kleine einen zweiten Versuch: „Wie viele Leute haben denn bei unserer Mission gebeichtet?“

„So und so viele“, entgegnete der Vater, ohne sich weiter einzulassen.

Als er nach einer dritten Frage wieder auswich, riß der jungen Missionarin die Geduld und sie sagte in entschiedenem Tone: „Aber Hochwürden, Sie wandern überall herum, um die Leute mit dem lieben Gott auszusöhnen; hören Sie doch vor

allem die Beicht unseres Vaters, der auf dem Meer immer in Lebensgefahr schwebt und seit so vielen Jahren nicht mehr gebeichtet hat!“ Eine solche Sprache aus dem Munde eines Kindes hätte etwas vorlaut und anmaßend erscheinen können; aber es lag so viel Liebe und Sorge für den guten Vater in der Stimme der Kleinen, daß der Kapitän, weit entfernt, aufgeregt zu werden, ganz betroffen war. Der Missionar kam ihm schnell zu Hilfe, indem er scherzte: „Nein, nein, das ist nicht wahr: wer so ehrlich dreinsieht wie Ihr Vater, der muß ein Ehrenmann sein — nicht wahr, mein Herr!?“

„Ja“, beteuerte der Kapitän mit feierlichem Ernste, „ich komme allen meinen Pflichten nach, nur beichten — das tu ich nicht, und das werde ich auch niemals tun.“

Die letzten Worte betonte er scharf, um seinen unabänderlichen Entschluß zu erkennen zu geben.

„O, das hat auch gar keine Eile“, beschwichtigte ihn der Missionar, „ich werde eigens zu Ostern herkommen, damit Sie Ihre Sache in aller Ruhe in Ordnung bringen können.“

„Nein, nicht erst zu Ostern“, unterbrach ihn das Mädchen lebhaft, „gleich jetzt! Wir haben so lange zum göttlichen Herzen Jesu gebetet; es muß uns erhören.“

„Es muß uns erhören“ — das Wort schnitt dem Vater tief in die Seele; er schwieg.

Diesen Augenblick benützten die Mutter und die Töchter, um sich zurückzuziehen und den Vater eine Zeitlang mit dem Missionar allein zu lassen. Die beiden standen sich zum zweitenmal gegenüber.

Ohne weitere Einleitung gab nun der Vater dem Kapitän den heiligen Segen — das Zeichen zum Beginne der heiligen Beicht. Erstaunt sah ihn der alte Herr an und fragte: „Ja wollen Sie denn wirklich jetzt meine Beicht hören?“

„Versteht sich; Sie werden sich doch der Gnade des göttlichen Herzens nicht länger widersetzen wollen. Knien Sie nur nieder, ich werde Ihnen die Sache ganz leicht machen.“

Der Kapitän gehorchte, kniete nieder und legte mit großer Zerknirschung seine Beichte ab.

Als sie fertig waren, wurde die Thür geöffnet, und freudestrahlend trat die Familie wieder herein. Marie aber eilte ans Klavier und stimmte jubelnden Herzens eine heitere Weise an — gleichsam als Triumphgesang ob des Sieges, den das göttliche Herz errungen. Gewiß haben sie die Engel droben im Himmel begleitet.

Am nächsten Morgen bei der heiligen Messe um 8 Uhr, wo stets die ganze Kirche angefüllt ist, trat der alte Kapitän zum Erstaunen der Stadtbewohner zur Kommunionbank und empfing mit erbaulicher Andacht — nach langen, langen Jahren wieder das erste Mal — seinen Herrn und Gott im heiligsten Sakramente.

Einige trauten ihren Augen kaum und konnten sich nicht enthalten, den greisen Seefahrer beim Verlassen der Kirche zu fragen, ob er wirklich gebeichtet habe.

„Gewiß!“ antwortete er mit fröhlicher Miene, „gestern habe ich gebeichtet, und ich war glücklich, heute aber bin ich noch glücklicher.“



Der Gehrock.

Da standen sie, die schweren großen Kisten, welche die weite Reise über das Meer gemacht hatten. Was mochten sie wohl für schöne und geheimnisvolle Dinge enthalten? Unsere großen und kleinen schwarzen Kinder konnten sich nicht von ihnen trennen. Endlich ging's ans Auspacken. Dank der treuen Sorge unserer Schwester Bernadette war alles wohlbehalten an seinen Bestimmungsort angelangt. Da lag auf einer Kiste zur größten Verwunderung aller ein noch sehr gut erhaltener Gehrock. Schwester Oberin hatte gleich den Empfänger dieses wertvollen und hochangesehenen Kleidungsstückes bestimmt: „Unser ‚Fidel‘ muß den Gehrock haben.“ Dieser „Fidel“ ist nämlich unser guter, alter Arbeiter im Garten und in den Pflanzungen. „Ha, was wird da unser Fidel jubeln“, hieß es, und wir alle freuten uns schon ob seiner Freude. Bald kamen weitere herrliche Dinge zum Vorschein: zwei kurze Pfeifen. Eine verschwand in der Tasche des Gehrocks; „für den Fidel“ hieß es wieder. „Wie wird er sich freuen!“ Und die andere? Da stand ja am Fenster ein alter schwarzer Mann, dessen Weg eben zur Station geführt hatte. Verlangend hingen seine Augen an all den schönen Sachen; hatte er je soviel Schönes gesehen? Ob wohl für ihn auch etwas abfiel? So sehnsuchtsvoll schauten seine Augen, wie die unserer weißen Kinder in Europa vor Weihnachten, wenn sie verlangend vor den Schaufenstern der Geschäfte stehen, hinter denen das Christkind gar so schöne Sachen ausgestellt hat. Er sollte nicht vergebens zur Mission gekommen sein. Die zweite Pfeife sollte sein Eigentum werden. Wie lachte da sein Gesicht vor lauter Freude. „Danke! Danke! Schwester! Ich weiß schon!“ Er wollte uns zu verstehen geben, daß er über den Gebrauch dieses kostbaren Dinges wohl unterrichtet sei. Als dann etwas später zwei Schwestern ahnungslos nach draußen gingen, stand der gute Alte immer noch dort. Da mußte er schnell seiner hellen Freude und seiner Dankbarkeit Ausdruck geben: mit seinen beiden schwarzen, schmutzigen Händen ergriff er die Hand der Schwestern, um sie herzlich zu drücken. Wie leicht sind doch diese Schwarzen zu beglücken!

Doch jetzt zurück zu unserem Gehrock. Bald erschien ein etwa zwanzigjähriger Boy von der Mission. Ob er bereits etwas gehört hatte von der Verteilung so vieler schöner Sachen und für sich auch etwas zu erhaschen hoffte? Wer kann es wissen?



Schwester Amalia Schäfer, Schwester Magda Fischer, Schwester Corona Brieste, haben sich am 4. Juni in Genua auf dem deutschen Dampfer Nyassa eingeschifft. Schwester Magda fährt bis Mombassa, um von da aus nach Nairobi zu reisen und sich in dessen Nähe an einer Neugründung zu beteiligen. Schwester Amalia und Schwester Corona reisen durch bis Zanzibar, wo sie von unsern Schwestern zur Missionsarbeit sehnlichst erwartet werden.

Geduldig stand er da, die Augen auf die Kisten geheftet. Ab und zu fiel auch etwas für ihn ab, so einige Kleinigkeiten. Da er dieselbe Figur hatte, wie unser „Fidel“, so wäre es sehr praktisch, den Gehrock ihm anzuprobieren, ob nicht etwas geändert werden müßte. Gesagt, getan. Schon stand unser „Felix“,

so war sein Name, da, bekleidet mit dem Gehrock von Europa. „Der Gehrock kam, wurde besehen und siegte“, kann man hier sagen. Schon war es um das Herz des armen „Felix“ geschehen. Ach, dürfte er doch diesen Gehrock sein eigen nennen! Dieser Gedanke ließ ihm jetzt keine Ruhe mehr. Aber wie sollte er das anstellen? Der Gehrock war ja für den „Fidel“ bestimmt. Was sollte er machen? Ein rettender Gedanke kam ihm. Er mußte das Herz der Schwester Oberin zu erweichen suchen. Ob's ihm gelang? Er wollte alles versuchen. Bald erkönte die kindliche Bitte: „Gib mir den ‚kanzu‘ (Anzug)“. — „Nein, Felix, der Fidel bekommt ihn.“ Er war abgeblüht. Ich will mich nicht einschüchtern lassen, denkt der gute Felix. Ich erhalte ihn doch gewiß. Still ging er zurück zur Mission. Ob er in der Nacht wohl seine Betrachtung darüber machte, wie er in den Besitz dieses wertvollen Kleidungsstückes kommen könne? Andern Mittags erschien er mit einem dicken Kürbis. Da Schwester Oberin gerade ausgegangen war, nahm ich den Kürbis in Empfang und tröstete ihn mit den Worten: „Ich will es Schwester Oberin sagen.“ Still ging er weg, gewiß denkend, wie schade, daß die Oberin nicht persönlich da war. Plötzlich muß ihm die Sache sehr zweifelhaft erschienen sein. Er kommt zurück und setzt sich damit auf einen Tisch im Hofe, geduldig wartend, bis Schwester Oberin selbst erscheint, um ihn ihr dann feierlich zu überreichen. „Ich danke dir, Felix“, war alles, was er für das schöne Geschenk zurückerhielt. Und er hatte doch heimlich auf den „kanzu“ gehofft. — Ein neuer Versuch muß unternommen werden. Womit kann ich das Herz der „großen Schwester“ erweichen? denkt Felix. Er sucht und sucht. Endlich glaubt er es gefunden zu haben, er nimmt eine alte Drehorgel, die eine ohrenbetäubende Musik hervorzaubert, und begibt sich mit ihr zur Schwesternwohnung, um der „großen Schwester“ etwas vorzuspielen. Diesmal hat er schon mehr Glück, denn die Oberin ist zu Hause. Sie kann ihm und seiner Musik nicht entweichen, denn draußen beginnt ein gewaltiger Regen niederzurauschen. Also dieses Mal wird es gelingen. Er setzt sich zu den Füßen der Schwester Oberin nieder und beginnt seinem Instrument herzzereißende Töne zu entlocken. Die Oberin dachte: „Hörte doch nur der Regen auf, damit ich aus dem Hause kann. Aber unaufhaltsam strömt der Regen, unaufhaltsam spielt die Musik weiter, eine lange Zeit. Da kommt dem Jungen ein anderer rettender Gedanke, er will die kleinen Kinder, die im Zimmer sind, tragen; er will auch der „großen Schwester“ beim Aussuchen all der kleinen Musterläppchen helfen und treulich jeden Lappen aufheben, der zur Erde fällt. Dann erhält er sicher den erwarteten Lohn. So geht's nun jetzt eine lange Zeit abwechselnd. Einmal Drehorgel spielen, dann Kinder verwahren und beruhigen, dann Lappchen aufheben. Aber das Herz der

Oberin läßt sich nicht erweichen. Endlich sieht Felix ein, daß alles vergeblich ist; still geht er heim. —

Soll er wirklich den Gehrock fahren lassen? Das geht nicht! Er muß noch einen Versuch machen. Ach, hätte er doch nur den „Gehrock!“ Dann wäre er ja ein feiner Herr. Was soll er nur tun?

Morgen ist Sonntag: für Patres und Schwestern ein Tag des Schweigens, weil es der Tag der monatlichen Geisteserneuerung ist. Das wissen die Schwarzen. Doch Felix hat keinen Ruhetag. Sein „Gehrock“ läßt ihn ja nicht zur Ruhe kommen. Mittags erscheint er wieder an der Schwesternwohnung. „Geh, Felix, du weißt, heute ist Schweigen.“ — Felix geht. — Wer steht bald wieder an der Tür? Natürlich unser betrübter Felix. „Felix geh“, ertönt jetzt schon energischer die Stimme der Schwester Oberin. Er gehorcht, er geht, aber nur um bald darauf mit einer Schüssel wieder zu erscheinen. Es entsteht folgendes Zwiesgespräch zwischen dem armen Felix und der diesmal so scheinbar harten Schwester Oberin:

„Was willst du, Felix?“

„Ich will dir ein Geschenk, ein ‚bakhshishi‘ bringen.“

„Schön, Felix, was hast du denn?“

„Ich habe Maismehl.“

„Von wem hast du denn das Maismehl?“

„Ich habe das Maismehl von meinem Vater.“

„Schön, Felix, ich danke dir, bringe es in die Küche.“

„Große Schwester, ich möchte von dir auch ein ‚bakhshishi‘ haben.“

„So, Felix, du willst von mir ein ‚bakhshishi‘ haben! Welches ‚bakhshishi‘ willst du denn haben?“

„Große Schwester, ich möchte den ‚Gehrock‘ haben.“

„Nein, Felix, Fidel bekommt den ‚kanzu‘.“

Da ging denn der gute Felix betrübt fort. Alle seine Mühen waren wirklich umsonst gewesen. Den Gehrock bekam Fidel, und Felix muß warten, bis aus Europa ein anderer Gehrock auftaucht.



Wie ein Indianer einer habgierigen Wirtin heimgeleuchtet hat.

Ein Indianer kam in ein Gasthaus, bat um ein bißchen Getränk, sagte aber, daß er nicht zahlen könne. Die Wirtin beschimpfte ihn, gab ihm aber nichts. Ein Gast bezahlte für ihn, damit er nicht, ohne etwas bekommen zu haben, weiter zu gehen brauche. Der Indianer dankte dem Gaste und sagte: „Als Gott die Welt erschaffen hatte, schuf er Sonne, Mond und Sterne, befah sie und sagte, es ist sehr gut. Alsdann schuf er die Erde mit allem, befah es und sprach: es ist alles sehr gut; desgleichen schuf er alsdann den Adam, befah ihn und sprach: er ist sehr gut! Zuleht schuf er die Eva aus einer Adamsrippe, befah sie, sagte aber kein Wort und ging.“ Alle Anwesenden lachten, die Wirtin jedoch verschwand in der Küche. Der bibelfeste Indianer dankte dem Gaste nochmals und ging seines Weges.

Reisebericht von Schwester M. Juditha.

(Schluß.)

Es ist nun Zeit zur Abfahrt des Schiffes. Schon ertönt das dritte und letzte Signal und alles muß sich entfernen, was nicht mitfahren will. Auch die Araber. Aber sie gehen noch nicht heim. Auf ihren Kähnen breiten sie nochmals ihre Waren aus und rufen aus der Tiefe. Doch niemand will kaufen. Hundert Mark für einen Fächer usw., das ist viel zu teuer. Abfahrt. Port Said mit seinem Palmehain liegt hinter uns. Wir sind am Suez-Kanal. Rechts und links nur mehr Wüste, die Ausläufer der Sahara einerseits und die arabische Wüste andererseits. O welch ein trostloses Bild!

Nachts ungefähr um 12 Uhr waren wir in Suez und kamen somit vom Suezkanal ins Rote Meer. Hier wird es schon sehr warm. Noch sehen wir zu beiden Seiten die Küste: rechts Ägypten, links die Sinai-Halbinsel mit dem Berge Sinai, einem ganz zerklüfteten Gebirge. Moses und die Israeliten ziehen an unserem Geiste vorüber und bald werden wir jene Stelle passieren, wo das Volk Israel durch das rote Meer zog.

Tag um Tag wird es heißer. Bald geht es über den Äquator. Besonders fällt uns auch der Sonnenauf- und -untergang auf. Wie ein Herold, der seine Bahn läuft, steigt sie auf, zwei Minuten und sie ist da, ebenso der Abend: zwei Minuten und sie ist schlafen gegangen im grünen Bett. Einen Augenblick liegt noch ein smaragdener Ring über dem Sonnenschlafgemach, und gleich einem rotgoldenen Baldachin leuchtet noch eine Wolke im Abend-schein. Dann dunkle tiefe Stille weit umher. Nur die Wasser können nicht schlafen gehen, weil sie ewig preisen müssen den Schöpfer, nur die Sternlein können nicht aufhören zu leuchten, sie müssen aufwärts führen die suchende Seele; sie können nicht aufhören zu grüßen, weil der Vater im Himmel ihnen unaufhörlich Grüße aufgibt für die Menschekinder, die er so innig liebt. Wie schön! Jedes Sternlein ist ein Gruß vom lieben Gott. Wie ein lieblicher Zauber liegt der Sternhimmel über uns und wie Sternleuchten blizt es auf dem Wasser: das Meeresleuchten. Ich will versuchen, es zu schildern. Es ist, als ob tausend und abertausend Diamanten auf dem Meere blizten und funkelten, manchmal mehr vereinzelt, manchmal wie ineinander geschwommen gleich einem Silberlicht, blendend und sehr gefährlich für den Steuermann, weil er dann nicht mehr sehen kann, nichts von herankommenden Schiffen, nichts von Leuchttürmen und Leuchtschiffen, die gefahrvolle Stellen kennzeichnen. Und woher all das Glitzern? Es stammt von unzähligen mikroskopisch kleinen Tierchen, die, ähnlich wie die Glühwürmchen, phosphoreszieren. Nicht in allen Meeren gibt es

diese Tierchen, hauptsächlich im Roten Meer und auch im Golf von Aden.

Die Stadt Aden liegt rund um den Golf. Die Häuser sind sehr klein, die reinsten Kraals. Sie sind auf Felsen oder auch auf dem gelben Sand gebaut. Nirgends ist ein grünes Fleckchen Erde, geschweige ein Baum oder irgendeine Pflanze zu sehen. Es schaut trostlos aus und wie Glut brennt die Hitze auf die kahlen Felsen.

Vor uns liegt der Indische Ozean und wir hätten nach Indien nicht weiter als nach unseren Bestimmungsstationen.

Am 30. Januar, 12 Uhr mittags, haben wir den Äquator überschritten. Es ist herrlich warm, im Schatten 32 Grad. Abends war Äquatorfeier mit Taufe. Neptun, der Meergott, sandte seinen Sekretär Triton, um die Taufe vorzunehmen. Dieser erschien per Unterseeboot mit drei schwarzen Bedienten. Bei seiner Ankunft spielte die Musikkapelle und Raketen leuchteten auf. Triton hielt eine weihevollte Andacht. Zum Anfang wurde das Lied aus dem Psalm 3477, Vers 97 von allen Passagieren gesungen. Dann hielt Triton seine Andacht weiter: „In jener Zeit trug es sich zu, daß ein wohlgeordnetes Schiff die Grenze des Äquators überschritt. Wahrlich, wahrlich ich sage euch, kein Schiff wird den Äquator passieren, ohne daß sämtliche Passagiere getauft werden usw.“ Ich weiß nicht mehr genau. Bei dieser sogenannten Äquatortaufe wurden die Damen mit Parfüm besprengt und die Herren bekamen Meerwasser zu trinken.

Nun noch einige Stunden und wir landen in Kilindini. Von da noch 24 Stunden per Eisenbahn und ich bin am Ziel! —



Verzeihe, dann komme zu mir und auch ich will dir verzeihen.

Sine der rührendsten Bekehrungen trug sich im Jahre 1868 am Gründonnerstag in der Kirche St. Etienne du Mont zu. Ein Mitglied der ewigen Anbetung begab sich in die genannte Kirche, um daselbst die Nacht vor dem Allerheiligsten zuzubringen. Auf dem Wege dahin begegnete er einem seiner Freunde, der schon längst alle Religionsübung aufgegeben hatte und seit Jahren keine Kirche mehr besuchte. Der Grund davon war ein unverföhnlicher Haß, den er im Herzen trug gegen jemand, an dem er sich auch rächen wollte.

„Du mußt mit mir kommen“, redete ihn der Anbeter an.

„Wohin gehst du denn?“

„Zur Kirche von St. Etienne du Mont, um dort eine Stunde in Anbetung vor dem Allerheiligsten zuzubringen.“

„Du weißt doch wohl, daß ich keine Kirche mehr besuche.“

„Und warum nicht?“

„Nein, nein, sprich mir nicht davon“, mit diesen Worten suchte er seinem Freunde zu enteilen.

„Wie“, rief ihm dieser erstaunt zu, „nicht einmal heute, am Gründonnerstag, willst du in die Kirche gehen? Bist du denn kein Christ mehr?“

„Ich will nicht mit dir gehen, denn du könntest mir sonst wieder mit dem Beichten kommen“, erwiderte der Unversöhnliche, „und ich sage dir, daß ich weder verzeihen kann, noch will. Laß mich also in Ruh!“

„Ich verspreche dir, kein Wort vom Beichten zu reden; tue es mir zum Gefallen und komme mit“, und ihn beim Arm ergreifend, zog er ihn mit in die Kirche.

Dort angelangt, begibt er sich zum Präses der Versammlung, um ihn zu bitten, seinen Freund in die erste Stunde einzureihen. „Nun“, sagte er zu ihm, „wirfst du doch diese erste Stunde mit mir halten; langweilst du dich aber, so magst du gehen, wann es dir beliebt.“

Die Stunde der Anbetung beginnt, und der Unversöhnliche begibt sich auf seinen Platz. Zuerst erscheint er unruhig, nicht wissend, was in ihm vorgeht; sein Kopf dreht sich bald rechts, bald links, seine Augen irren umher; endlich tritt tiefe Ruhe ein, und, sein Haupt in beide Hände bergend, bleibt er unbeweglich. Nach einiger Zeit zieht er sein Taschentuch hervor, um die Tränen zu trocknen, die aus seinen Augen hervorquollen.

Nach einer Viertelstunde sich rasch erhebend, näherte er sich seinem Freunde mit den Worten: „Ich kann es nicht mehr aushalten; es ist, als ob eine schwere Last mich erdrückt; ich will beichten!“

Sein Freund, erstaunt, betrachtet ihn ernst und fragt: „Ist es dir wirklich Ernst? Wie ist es möglich?“

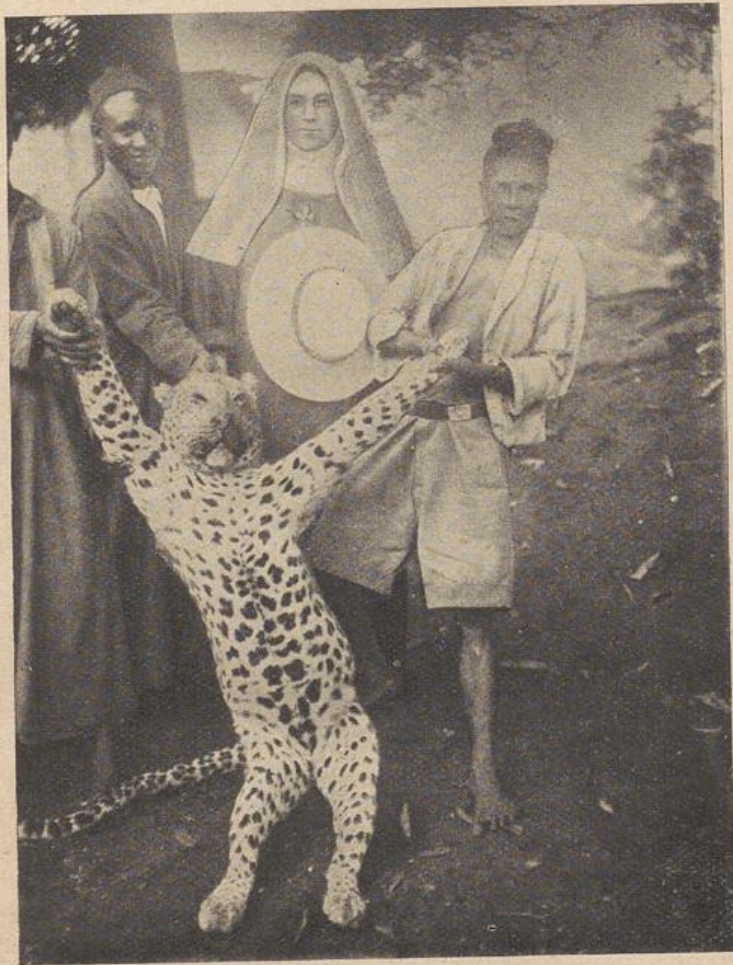
„Ach ja, als ich vor dem Allerheiligsten kniete, war es, als wenn eine Stimme zu mir spräche: Verzeihe, dann komme zu mir, und auch ich will dir verzeihen!“ Ein gewaltiger Kampf entspann sich nun im Herzen des Unversöhnlichen, endlich siegte die Gnade und seine bessere Überzeugung. Sein Freund, weinend vor Freude, führte ihn zu einem Priester, der sich in der Kirche aufhielt. Nachdem er sodann eine aufrichtige Beicht abgelegt hatte, lehrte er, durch die Gnade Gottes zu einem neuen Menschen umgewandelt, voll des Trostes zu seinem Platze vor dem Allerheiligsten zurück.

Am andern Tage, Karfreitag, suchte er seinen Feind auf, um sich mit ihm zu versöhnen. Als er sodann zwei Tage auf die Vorbereitung verwandt hatte, empfing er an der Seite seines Freundes am Ostersonntag die heilige Kommunion, welche seiner Ausöhnung die Krone aufsetzte.

Einen Leoparden vergiftet.

Wor einigen Monaten hatten wir Gelegenheit, einen Leoparden in nächster Nähe zu sehen, denn er war in die Falle geraten, die Bruder Gerard ihm neben dem Stall gebaut hatte. O wie grimmig war er, es wurde einem ganz unheimlich. Rev. Pater Superior hat ihn lebend verkauft für 200 Schillinge. Die folgende Woche saß eine Hyäne in der Falle. Vorgestern aber, haben Schwester Amabilis und ich einen großen Leoparden vergiftet. Die Sache kam so: Schwester Amabilis hat mit den Kindern vor der Mission große Felder Mhogo und Mtama und Mais angepflanzt, in welchen, besonders im Mhogo, die Wildschweine immer großen Schaden anrichten, da sie alles verwühlen und zertreten. Fallen, Stacheldraht, alles half nicht, die Tiere fanden immer wieder neue Wege, um ins Feld zu kommen. In der Nacht von Samstag auf Sonntag hörten unsere Christen mit einem Mal ein Wildschwein jämmerlich schreien. Es stand fest, ein Löwe hatte es gepackt. Am folgenden Morgen ging alles auf die Suche, denn es ist Sitte der Löwen und Leoparden, einen Teil ihres Raubes liegen zu lassen für die nächste Nacht, und diesen Teil helfen die Neger gerne verzehren. Allein, niemand sah eine Spur. Da nach dem Hochamt kommt eines unserer Kinder und meldet; „Der Löwe hat im Mtamafeld ein Wildschwein zerrissen, aber nur wenig davon gefressen, kommt und seht!“ Wir gingen mit und fanden zirka fünf Minuten vom Haus ein großes, fettes Wildschwein, dem die Brust aufgerissen und ein Vorderbein abgefressen war. Der Kampf mußte hart gewesen sein, denn das Getreide war rundum zertreten und die Haare des Raubtieres saßen noch an den Hufen des Schweines. An diesen Haaren und an den Fußspuren sahen wir aber, daß der Überfall von einem Leoparden und nicht von einem Löwen ausgeführt worden war. Die Spuren führten nach dem in der Nähe befindlichen Fluß. Es war also sicher, der Räuber schlief kleine 100 Schritt von uns, und wir konnten bestimmt erwarten, daß er am Abend hierher zurückkommt, um die Mahlzeit fortzusetzen. Was nun tun? Wir schickten ein Kind nach Hause, um die Strychninflasche zu holen. Indessen schnitt ein Christ das Schwein auseinander; die drei Keulen und eine Seite Speck bekamen unsere Kinder, den Rest und die Eingeweide die umstehenden Leute, der Kopf allein blieb übrig für den Leoparden. Doch da kommt noch der aussäzige Casimir und hätte auch noch gern ein Bröckchen Fleisch. „Schneide dir noch ein Stück von der Backe, Casimir,“ sagte ich, „aber nicht alles, sonst wird der Leopard böse.“ Dann rieb ich den Kopf gut mit Strychnin ein und versorgte alles reichlich mit Gift. Darauf gingen wir nach Hause. Am nächsten

Morgen meldeten die Kinder, der Kopf sei fort, aber niemand wollte auf die Suche gehen; denn die Leoparden sind grausame Tiere. Nach Schluß am Mittag machten sich einige große Jungens auf die Suche, und als wir bei der Besichtigung in der Kirche waren, kam Zumane, einer unserer Kleinen, und flüsterte uns zu: „Mama, wir haben den Leopard gefunden.“ Voll Freude gingen wir, begleitet von einem Haufen Kinder, den Weg hin-



Der vergiftete Leopard (in Morogoro).

unter. Da bogen auch schon unsere Helden aus dem Mtamafeld wegeinwärts, den Leoparden an einer Stange zwischen sich schleppend. Es war ein Prachttier 2,25 Meter lang. Unter Jubeln und Fauchzen zogen wir wieder zur Mission, immer mußten die Buben wieder haltmachen und das Tier besichtigen lassen. Ehe wir ihm nun das Fell über die Ohren zogen, habe ich ihn photographiert und sende anbei die Bilder, damit Sie auch mal sehen, wie so ein Tier aussieht.

Jetzt werden Sie mir sicher glauben, daß trotz des fried-

liebendsten Herzens mit solchen Nachbarn schlecht Freundschaft halten ist, und wir sind froh, daß wieder einer weniger in unserer Nähe ist.



Die fliegenden Ameisen.

(Nairobi, Ost-Afrika).

Sie kommen nur in der Regenzeit aus der Erde hervor, wo sie ihre kunstvollen Bauten haben, die wie die Stalaktiten der berühmten bayrischen und schweizerischen Tropfsteinhöhlen sich über die Erde erheben, natürlich in viel kleinerem Maßstabe.

Stößt man so ein Türmchen um, so kommen unzählige geschäftige Ameisen zum Vorschein. Sobald es Abend wird, kommen sie aus ihrem Versteck und schwirren durch die Luft bis zur Morgendämmerung. Diese fliegenden Ameisen sind etwas kleiner wie die Bienen und haben vier goldschimmernde Flügel. Herrscherin im Ameisenstaat ist die Königin, welche aber wegen ihrer Korpulenz nicht fliegen kann. Sie ist nicht schön, sondern gleicht einem dicken fetten Wurm, aber sie benimmt sich ganz wie eine Herrscherin, weithin durch die Nacht hört man ihre Befehle, ein seltsames knurrendes Geräusch. Vorige Woche hatten alle Ameisen in einer Nacht ihre Flügel verloren. Es war eine eigentümliche Pracht: Millionen und Millionen schimmernder Flügelchen bedeckten die Erde, wie wenn Kinder zu Fronleichnam die seltensten Blümlein gestreut hätten. Nur dann und wann sah man eine Ameise am Boden liegen, mit nur noch einem oder zwei Flügeln. So haben sie all ihren schönen Schmuck abgelegt und sind verschwunden.

Die Schwarzen essen diese Ameisen mit Vorliebe. Man sieht sie dann um die Ameisentürmchen gelagert: mittels zweier Stäbchen, die sie aufeinander klopfen, locken sie die Ameisen aus der Erde. Ein Töpfchen Wasser steht zur Seite und dann beginnt das Festessen: mit der einen Hand in den Mund, mit der andern ins Wassertöpfchen. Und wie es schmeckt! „chakula mzuri sana“ — „Ein herrliches Essen“ — riefen die Kinder mir zu.

Schw. M. Juditha.



O danke Gott, wenn keinen Feind du hast;
Nur dann kannst du vor Gottes Antlitz treten
Und im Bewußtsein, daß dich niemand haßt,
Vertrauensvoll dein „Vaterunser“ beten.

A. Hermann.

Glückliche Ankunft meines kleinen europäischen Freundes in Ostafrika.

Silema. — Wie, hat Schwester Engelberta von Europa her einen Freund zu Besuch bekommen? Ja freilich, und gar so arg zum Verwundern ist das nicht, denn die alte Schwester Engelberta, die bekannte Afrika-Tante, — zudem ihr Herz und Geist ist ja noch immer jung, — hat gar viele Freunde — und schon öfter ganz hohen Besuch angekündigt bekommen. — Nun, endlich einmal ist die Sache ernst geworden, und ein junger Fant, ein spiegelblank gewichstes und hoch modern ausgestaffiertes Herrchen, ganz nach dem „neuen Zeitgeist“ ist glücklich und unverlezt angekommen. Auf der Reise ist ihm nichts passiert, denn er befand sich unter dem Schutz der jungen Schwestern, welche auch nach Ostafrika segelten. So war er denn gewiß gut versorgt während der langen Reise, hatte eine Doktorin und Zahnärztin bei sich, im Falle ihm etwas Menschliches auf dem Schiffe passieren sollte. Zudem war das schöne Schiff, die „Tanganyika“, ja so komfortabel eingerichtet und fehlte es meinem jungen, talentvollen Freund auch keineswegs an guter Unterhaltung und weiterer Fortbildung, denn es waren ja gelehrte Leute unter seinen Mitreisenden, an deren geistvollen Gesprächen er teilnehmen konnte und mit seiner schwarzen Hornbrille, die ja heutzutage Mode ist, beobachten konnte, wie sie ihre langen Reiseberichte schrieben. Er soll sich aber recht still und bescheiden benommen haben, — wie es sich eben für die Jugend geziemt, besonders Ordensfrauen gegenüber. Also ist er ein ganz anständiger Junge, mit dem ich mich nicht zu schämen brauche. Mir gegenüber, seiner alten Afrika-Tante, benimmt er sich schon viel zutraulicher.

Wir haben uns ganz ungeniert, auf die herzlichste Weise begrüßt. Ich hab ihn um und nach allen Seiten gedreht und beguckt vor lauter Freude, daß er kam. Denn wenn man älter wird, sehnt man sich doch nach neuen jungen Kräften, dann geht das Geschäft in allem wieder besser. Ich habe zwar bis jetzt immer einen guten Freund neben mir gehabt, aber mit dem Alter geht das Ding doch nicht mehr so gut, man wird etwas knurrig miteinander — und „neue Besen lehren gut“. So freue ich mich über die Maßen über meinen neuen jungen Freund und sobald er sich ein wenig ausgeruht hat und ich ihn besser kennengelernt habe, denn heutzutage ist ein großer Unterschied zwischen „jung und alt“ — werden wir beide tüchtig miteinander arbeiten.

Doch seine Vorstellung ist noch nicht zu Ende. Sein Heimatland sagte er mir ganz schüchtern, und dabei lachte sein klares

Auge freudig auf — ist Deutschland und dort sind lauter gemüthliche Leut; so werden wir schon gut miteinander auskommen. Und daß ihn die gute Redakteurin unserer Karitasblüten so prächtig für die Reise versorgt hat, freut mich über die Maßen; nicht einmal die gefürchtete Seekrankheit wagte sich an ihn; er steht jetzt frisch und wohlbehalten in meiner mütterlichen Hut.

Die ganze kleine Schwesterngemeinde von Kilema war höchst erstaunt, daß der kleine schwache Wicht die weite Reise aus seiner deutschen Heimat über das Meer nach Ostafrika, dann von der Hafenstadt Tanga aus mit der Bahn bis Moshi, und von da per Uto bis nach Kilema ausgehalten hatte.

Noch mehr bewunderten ihn unsere schwarzen Kinder, die gar nicht satt werden, ihn von allen Seiten zu besehen. Aber er spielt auch keineswegs den Spröden, sondern ist gleich überall daheim, wollte sich sofort Kilema und alles, was drum und dran ist, gehörig begucken. Hei, da strahlte und glänzte sein wundervolles Auge — er hat nämlich nur ein einziges, mit dem er sieht — und gleich darauf macht er sich bereit, alles fein sauber, schön und naturgetreu zu zeichnen und abzumalen.

Und dankbar, das muß ich sagen, scheint der junge Wicht zu sein, dankbar über die Maßen, denn bei allem, was er Schönes, Afrikanisches sieht, seien es die Menschen, Tiere oder Pflanzen, denkt er zu allererst an seine Mutter, unsere Redakteurin — für die will er alles zeichnen, machen; durch sie ist ihm eben die interessante Reise ermöglicht worden, und ich sehe schon, ich werde manchmal mein Kreuz mit ihm haben, weil er immer herumgucken will und ich habe doch so schrecklich viel zu tun; absolut keine Zeit, mich bloß mit ihm allein abzugeben.

Habe so viel zu schreiben, dahin, dorthin und da muß er nun freilich manche Stunde traurig und einsam im Eckchen stehen; aber ich glaube, er ist doch mit dem Schreiben zufrieden; denn in seiner Selbstsucht — wer leidet denn heutzutage nicht an diesem Ubel — meint er nämlich immer, ich schreibe von ihm und seinen schönen Bildern, die er mir macht und von all seinen Arbeiten, die er noch vor hat. Will ihm die Freude gerne lassen, man muß die Berufstätigkeit seines Nächsten fördern und unterstützen — also er ist ja augenblicklich mein aller-nächster Kamerad.

Noch eines muß ich den freundlichen Lesern verraten. Seit er, der neue, junge Freund bei mir ist, haben mich alle Leute gar so gerne, überall soll ich hinkommen, aber natürlich bei all' diesen freundlichen Einladungen heißt es immer: Aber ihn bitte mitbringen, nicht vergessen!“ Ja, da sollte man bald eifersüchtig werden, wem gilt denn dann diese freundliche Einladung auf Besuch zu kommen, mir oder meinem jungen Freund?!

Bin selber neugierig, was wir beide, er und ich, zusammen leisten werden, die lieben Leser der Caritasblüten sollen es zuerst erfahren und zu sehen bekommen.

Etwas ulkig sind die Leute aber doch in Kilema! — meinte da jemand, ich müsse diesmal unbedingt mit meinem neuen Freund in die Steppe hinunter gehen, und wenn wieder ein Herr Löwe oder Leopard irgendwo in der Falle gefangen sitzt und brüllt, — dieses „lieblich-friedliche“ Bildchen ihn sehen lassen — und, weil er doch gewiß nicht vor Schreck davonlaufen wird — soll er's photographieren.

Danke schön dafür! — Das soll mein Freundchen nur allein besorgen — aber ohne meine Wenigkeit bringt er auch nichts fertig.

Also mein neuer „Herr Photoapparat“ hat seine Tätigkeit bereits glücklich angetreten. Vorderhand fangen wir mit lieblichen Naturbildern an und lassen das Rhinoceros, das sich seit neuester Zeit in der Steppe am Hymosfluß herumtreiben soll, noch in Ruhe. Wenn aber die Stunde kommt, daß es glücklich erlegt im Steppengras liegt, dann wollen wir es furchtlos ins Auge fassen. Eine Herde Hundsaffen könnten wir leicht photographieren, wenn die Dinger nur nicht gar so scheu und mißtrauisch wären, und jedesmal in Saus und Galopp die wilde Flucht ergriffen. Nun, vielleicht gelingt es doch einmal.

Tante Engelberta.



Des Heilands Herz zieht der Menschen Herzen an.

Eine fromme, adelige Dame machte mit tiefem Bedauern die Wahrnehmung, daß die Kirche auf einer ihrer Besitzungen sehr schlecht besucht werde. Diese Vernachlässigung des göttlichen Heilandes im heiligsten Sakramente seiner Liebe ging ihr sehr zu Herzen. Sie dachte hin und her, ob nicht ein Mittel zu finden wäre, um die Kirche zu füllen, bis sie einem befreundeten Ordensmanne ihr Leid klagte. „O, da ist leicht geholfen,“ erwiderte ihr der Priester nach kurzem Nachdenken, „schenken Sie dem Herrn Pfarrer des Ortes für seine Kirche ein schönes, großes Herz-Jesu-Bild, und bitten Sie ihn, die Herz-Jesu-Andacht einzuführen! Schon das erstemal werden Sie die Kirche voll sehen.“

Die Dame zögerte nicht, den guten Rat zu befolgen. Ein schönes Herz-Jesu-Bild wurde also beschafft und die Enthüllung desselben als Gelegenheit zur Einführung der Herz-Jesu-Andacht benützt. Seit jenem Tage war der Besuch der Kirche und des Gotteshauses immerfort ein befriedigender.

